



6. EAfA-Symposion

„Zukunftsfähige Gemeinschaften fördern“

Impulse des 7. Altenberichtes für Kirche und Diakonie

21. Juni 2016

**Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland
Hannover**

Dokumentation

Impressum:

Hrsg.: Evangelische Arbeitsgemeinschaft für Altenarbeit in der EKD
Herrenhäuser Str. 12, 30419 Hannover
Tel.: 0511 2796-441
Mail: eafa@ekd.de
Internet: www.ekd.de/eafa

Geschäftsführung: Kristin Bergmann

Redaktion: Thomas Krüger

Hannover, im August 2016

Inhalt/Zusammenfassung

A. Programm 6

B. Begrüßung und Einführung 7

Jens-Peter Kruse (Hannover),

Vorsitzender der Ev. Arbeitsgemeinschaft für Altenarbeit in der EKD

Der Vorsitzende der EAfA betont die besondere Bedeutung des 7. Altenberichts für die Kirchengemeinden. Dessen Kernbegriffe „Sorge“ und „Mitverantwortung“ seien von jeher auch Wesensmerkmale von Kirche. Die Gemeinden sind nach Ansicht Kruses gerade auch deswegen herausgefordert, weil der Altenbericht die Kommunen und Quartiere als Orte der Gestaltung des Sozialen herausstellt. Wenn Kirchengemeinden sich hierbei als Teil der Zivilgesellschaft einbringen, ist das zugleich eine Chance zur Überwindung von Binnenorientierung.

C. Beiträge

„Dann klappt’s auch mit den Nachbarn...“ 11

Kirchengemeinden als Teil einer sorgenden Gemeinschaft

Bischöfin Kirsten Fehrs, Sprengel Hamburg und Lübeck

Die Bischöfin fragt danach, ob die Kirche ihre Chancen ausreichend nutzt: ihre Verwurzelung in den Dörfern und Städten, ihre großen personellen und spirituellen Ressourcen. Sie beschreibt, wie eine dörfliche *caring community* in Schleswig-Holstein in der Flüchtlingshilfe handelte. Fehrs appelliert außerdem, die Potenziale und Grenzen des Alters aufmerksam wahrzunehmen. Anhand von Beispielen aus ihrem Sprengel gewinnt sie sieben Erkenntnisse für den Aufbau sorgender Gemeinschaften vor Ort. Sie plädiert insbesondere für eine aktive Förderung der Nachbarschaften durch Kirchengemeinden. Gute Nachbarschaft erhöhe die Lebensqualität und erleichtere es älteren Menschen, ihrem Wunsch gemäß länger in den „eigenen vier Wänden“ zu leben.

Kirche und Diakonie gemeinsam 19

f.i.t.-Projekte, Tafelgemeinschaften und diakonische Zentren

Joachim Wenzel, Diakonisches Werk Bayern (Nürnberg)

Der Referent beschreibt in seiner Präsentation die von 2012 bis 2014 von Diakonie und Kirche in Bayern gemeinsam durchgeführten f.i.t.-Projekte als Beispiel für Gemeinwesendiakonie (f.i.t. = fördern – initiativ werden – teilhaben).

Dabei sei es weit überwiegend gelungen, das diakonische Handeln von Kirchengemeinden, aber gerade auch die Teilhabe und Befähigung der von Armut betroffenen Menschen zu stärken: von Alleinerziehenden mit Kindern, Jugendlichen, Menschen mit Migrationshintergrund, Älteren im ländlichen Raum.

Ehrenamtliche hätten eine außerordentlich bedeutsame Rolle in den Projekten gespielt, die zu 80 Prozent in unterschiedlichen Formen weitergeführt werden.

Inklusive Quartiersentwicklung – ein Thema für Gemeinden 21 *Christiane Grabe, Diakonie Rheinland-Westfalen-Lippe (Düsseldorf)*

In ihrer Präsentation beschreibt Grabe die Renaissance von Gemeinwesenarbeit und sozialraumorientierten Konzepten vor dem Hintergrund raschen gesellschaftlichen Wandels und vielfältiger globaler Krisen. Aus lokalen Projekten könne Kraft erwachsen für einen großen gesellschaftlichen Umbau. Kirche und Diakonie könnten sich dabei als „Zukunftsorte zur gemeinsamen Gestaltung des Wandels“ stärker profilieren. Dem will das Evangelische Zentrum für Quartiersentwicklung in Düsseldorf dienen, in dem die Diakonie Rheinland-Westfalen-Lippe und die Ev. Erwachsenenbildung Nordrhein kooperieren. Die Referentin stellt das Konzept und Beispiele guter Praxis aus dem Rheinland und dem Ruhrgebiet vor.

Die BiBER kommen – Bürgerschaftliches Engagement regional 23 *Ralf Müller, Ev. Dekanat Alsfeld*

Dem hessischen Vogelsbergkreis wird ein Bevölkerungsrückgang um 15 Prozent bis 2030 und eine starke „Unterjüngung“ vorhergesagt. Wie sieht die Zukunft der Dörfer aus? Das Dekanat Alsfeld ergänzt die politischen Konzepte durch die Belebung des Engagements der Bürger, berichtet Müller in seiner Präsentation. Denn vom Einsatz der Bewohner hängt die Zukunft der Dörfer ab. In einer Langzeitfortbildung bildet das Projekt „BiBER“ Dorfentwickler/innen aus, schult sie in der Entwicklung von Zielen und vermittelt das nötige Handwerkszeug (Planung, Öffentlichkeitsarbeit, Akquise von Geldern etc.). Unterschiedlichste lokale Projekte sind bereits entstanden.

Sorgende Gemeinschaften aufbauen und sichern 25 **Zentrale Ergebnisse des 7. Altenberichtes** *Prof. Dr. habil. Thomas Klie, Ev. Hochschule Freiburg*

In seinem Vortrag reißt Professor Klie zunächst die acht Themenbereiche des (zum Zeitpunkt des Symposiums noch unveröffentlichten) Altenberichtes der

Bundesregierung an, an dem er als Mitglied der Berichtskommission mitgearbeitet hat. Erstmals werde in einem Altenbericht das Thema „Soziale Ungleichheit“ angesprochen. Den Bürgerinnen und Bürgern müsse mehr Raum gegeben werden, über die „Bedingungen guten Lebens im Alter“ zu entscheiden, fordert Klie. Den Kirchen gibt er sodann „10 Exerzitien auf dem Weg zu einer sorgenden Gemeinschaft“ mit. Ein zentraler Punkt: Keine Altersgruppe ist so stark gesellschaftlich engagiert wie die Älteren. Gerade für die Kirchen stellen sie eine „zentrale Ressource der Erneuerung“ und der Wirksamkeit der Gemeinden dar.

Vom Wunsch zur Wirklichkeit – Statements im Abschlussplenum 26

Martina Fritze, Rummelsberger Diakonie

Prof. Dr. Beate Hofmann, Institut für Diakoniewissenschaft (Bielefeld)

D. Anhang 28

Zukunftsfähige Gemeinschaften fördern – Gemeinden sind gefragt

Pressemitteilung der EAfA vom 15. Juni 2016

„Hinein ins Leben“! – Kirchengemeinden sollen Gemeinwesen aktiv fördern

Pressemitteilung der EAfA vom 27. Juni 2016

Sorgende Gemeinde werden

Positionspapier der EAfA zum 7. Altenbericht, Mai 2015

A. Programm

„Zukunftsfähige Gemeinschaften fördern“ – Impulse des 7. Altenberichtes für Kirche und Diakonie

Die Siebte Altenberichtscommission hat ihre Arbeit abgeschlossen und den Bericht "Sorge und Mitverantwortung in der Kommune - Aufbau und Sicherung zukunftsfähiger Gemeinschaften" der Bundesministerin für Familie, Senioren, Frauen und Jugend übergeben. Im Mittelpunkt steht die Frage, wie sorgende Gemeinschaften im Dorf oder im Stadtquartier, im Viertel oder Kiez entstehen, gelebt und gefördert werden können. Im weiteren Verlauf des Jahres 2016 wird der Siebte Altenbericht mit der Stellungnahme der Bundesregierung veröffentlicht und zur Diskussion gestellt.

Gemeinschaft, Sorge und Mitverantwortung sind Begriffe, die zur Identität christlicher Gemeinden gehören. Welche Impulse gibt der Altenbericht für die Gestaltung kirchlicher Arbeit? Was bedeutet sorgende Gemeinschaft aus theologischer Perspektive? Wie und was können Kirchengemeinden und andere kirchliche und diakonische Einrichtungen zum Aufbau sorgender Gemeinschaften beitragen?

10.30 Uhr **Begrüßung, Einführung, Jens-Peter Kruse**

10.45 Uhr **Kirchengemeinden als Teil einer sorgenden Gemeinschaft**
Eine sozialetische Perspektive
Bischöfin Kirsten Fehrs, Sprengel Hamburg und Lübeck

11.15 Uhr **Kirche im Gemeinwesen - konkret**
■ Kirche und Diakonie gemeinsam: f.i.t.-Projekte, Tafelgemeinschaften und diakonische Zentren, *Joachim Wenzel, Diakonisches Werk Bayern*
■ Inklusive Quartiersentwicklung - ein Thema für Gemeinden
Christiane Grabe, Referentin für Psychiatrie und inklusive Quartiersentwicklung in Düsseldorf
■ Die BiBER kommen - Bürgerschaftliches Engagement regional
Ralf Müller, Fachreferent Bildung & Ökumene, Ev. Dekanat Alsfeld

13.00 Uhr **Mittagspause**

14.00 Uhr **Sorgende Gemeinschaften aufbauen und sichern**
Zentrale Ergebnisse des 7. Altenberichts
Prof. Dr. habil. Thomas Klie, Ev. Hochschule Freiburg

15.15 Uhr **Abschlussplenum:**
Kirchengemeinden als Teil einer sorgenden Gemeinschaft -
Vom Wunsch zur Wirklichkeit
Martina Fritze, Rummelsberger Diakonie
Prof. Dr. Beate Hofmann, Institut für Diakoniewissenschaft (Bielefeld)
Prof. Dr. habil. Thomas Klie, Ev. Hochschule Freiburg
Moderation: *Dr. Kristin Bergmann, Geschäftsführung EAfA (Hannover)*

B. Begrüßung und Einführung

Jens-Peter Kruse (Hannover)

Ich freue mich, dass Sie unserer Einladung zum Symposium so zahlreich gefolgt sind. Und das, obwohl allein in Norddeutschland in den letzten Monaten bereits zwei Veranstaltungen der evangelischen Altenarbeit mit jeweils über 100 Teilnehmerinnen und Teilnehmern zum Siebten Altenbericht stattfanden. Das zeigt: Das Thema „Sorge und Mitverantwortung in der Kommune – Schaffung und Erhalt zukunftsfähiger Gemeinschaften“ ist in den Kirchen angekommen – und das bereits bevor der Altenbericht veröffentlicht ist.

Ich sage das nicht ohne Stolz. Ist es doch ein Verdienst der EAfA, sich beizeiten mit den Inhalten des am 6. Oktober 2015 der Bundesregierung übergebenen Altenberichts auseinanderzusetzen. Die EAfA hat, wie auch einige ihrer Mitgliedsorganisationen, frühzeitig das Gespräch mit den Mitgliedern der Kommission gesucht, um auf die für die Kirchen mit dem Siebten Altenbericht verbundenen Chancen und Herausforderungen hinzuweisen. Sicher hat auch unser Positionspapier, das Sie in aktualisierter Form in Ihren Unterlagen finden, dazu beigetragen, die Bedeutung des kommenden Altenberichts für Kirche und Diakonie bewusst zu machen.

Mit dem heutigen Symposium wollen wir einen weiteren Anstoß für eine vertiefende Auseinandersetzung über die Rolle der Kirchengemeinden im Gemeinwesen geben. Wir verbinden damit die Hoffnung, dass dieser Veranstaltung weitere folgen werden – vor allem auf der Ebene der Kirchenbezirke, Kirchenkreise und Dekanate in den Gliedkirchen der EKD. Aber auch das ist uns wichtig: Dass Kirchengemeinden und diakonische Einrichtungen wieder neu zueinander finden und sich als Teil eines sozialen Netzwerkes in ihrer Kommune verstehen. *Klaus Dörner*, der von Beginn an die Diskussionen in der EAfA angeregt und begleitet hat, hat diese Anliegen treffend formuliert:

„Heute ist die Wiedervereinigung von Gottesdienst und Menschendienst und damit von Diakonie und Kirchengemeinde angesagt – allerdings jetzt auf dem Territorium der Kirchengemeinde, weil dieses immer schon einigermaßen deckungsgleich mit dem kommunalen Sozialraum war, wo heute ... die (Bürgerinnen und) Bürger als Nachbarn oder als die Nächsten mit den Hilfsbedürftigen zu einer zukunftsfähigen Hilfekultur zusammenfinden können.“

Gern wollen wir diesen Prozess begleiten und befördern. Dazu ist für die zweite Hälfte des Jahres die Veröffentlichung des Werkheftes „Sorgende Gemeinde werden“ geplant, das neben Grundsatzbeiträgen auch didaktisch-methodische Anregungen für die Gestaltung von Gemeindeveranstaltungen enthält.

Warum ist der kommende Altenbericht für die Kirchengemeinden von Bedeutung? Der Siebten Altenberichtscommission war aufgetragen, darüber nachzudenken, wie und was das zivilgesellschaftliche Engagement dazu beitragen kann, zukunftsfähige Gemeinschaften im Dorf oder Stadtquartier aufzubauen und zu sichern: „... *welchen Beitrag die kommunale Politik und die örtlichen Gemeinschaften leisten können, um die soziale, politische und kulturelle Teilhabe und eine möglichst lange selbständige Lebensführung älter werdender Menschen sowie ein aktives Altern in Selbst- und Mitverantwortung sicherzustellen*“. Weil Kirchengemeinden Teil der Zivilgesellschaft sind, Christengemeinde und Bürgergemeinde nicht unverbunden nebeneinander existieren, dürfen die Themen des Siebten Altenberichts auf der Agenda der Kirche vor Ort nicht fehlen.

Denn die Ziele des kommenden Altenberichts sind auch ein gemeindliches Anliegen: die Stärkung von Selbstverantwortung und Eigeninitiative, von Mitverantwortung und Sorge für andere, die Rückbesinnung auf Tugenden wie Respekt und Wertschätzung wie auch das Ziel, die Balance zwischen Eigennutz und Gemeinsinn nicht aus den Augen zu verlieren.

Indem der Siebte Altenbericht die Kommunen als *den* Ort der Gestaltung der Wohlfahrt definiert, gewinnen Kirchengemeinden an Bedeutung. Denn mit der Verörtlichung des Sozialen ist nicht die Absicht verbunden, die staatliche Versorgung durch Aktivitäten der Kommune zu organisieren, den „Versorgungsstaat“ durch die „Versorgungskommune“ zu ersetzen. Vielmehr geht es darum, das mitverantwortliche Zusammenleben im Sozialraum zu fördern: durch die Bildung von Verantwortungsgemeinschaften und die Förderung sozialer Netzwerke. Durch die Kooperation der Menschen, der Gruppen und Initiativen im Quartier soll ein Zusammenhalt entstehen, an dem alle beteiligt sind: die Bürgerinnen und Bürger, die Organisationen der Zivilgesellschaft, die sozialen Dienstleister wie auch Staat und Kommune. Diesem angestrebten Wohlfahrtsmix einer geteilten Verantwortung, dem intelligenten Zusammenspiel der verschiedenen Sektoren in einer Kommune, der Schaffung einer hybriden Organisation des Sozialen, darf sich die Kirchengemeinde nicht entziehen. Denn, um es mit einem Satz von *Ralf Kötter* zu sagen: *„Eine Kirche, die immer weniger Menschen brauchen, ist verbraucht. Eine Kirche, die zur Wirklichkeit der Menschen nichts mehr zu sagen hat, ist sprachlos. Eine Kirche, die nur noch um alte Besitzstände kämpft, wird alles verlieren. Denn wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren.“*

Die EAfA hat das mit dem Siebten Altenbericht verbundene Konzept der sorgenden Gemeinschaften aufgenommen, wohl wissend, dass es nicht unumstritten ist. Wir verstehen die Befürchtung von Soziologen, wie etwa *Silke von Dyk* oder *Stephan Lessenich*, dass das Konzept der sorgenden Gemeinschaften missbraucht werden kann: zum Abbau von Sozialleistungen und zur Privatisierung sozialer Risiken, zur Entledigung des Staates und der Kommunen von der Verantwortung für die Daseinsvorsorge. Insofern unterstützen wir den Vorsitzenden der Siebten Altenberichtscom-

mission, *Andreas Kruse*, wenn er sagt: „*Das zivilgesellschaftliche Engagement darf in unseren Augen nicht die klassischen Aufgaben der Daseinsvorsorge übernehmen.*“

So bleibt das Unbehagen, aber auch das Wissen: Ohne die aktive Beteiligung der Bürgerinnen und Bürger werden die Konsequenzen aus den demografischen, soziokulturellen, ökonomischen wie auch globalen Veränderungen nicht zu bewältigen sein. Doch dazu braucht es Ermöglichungsräume und fördernde Strukturen: Leistungsfähige Bürgerkommunen, eine sich dem Subsidiaritätsprinzip verpflichtete wissende, unterstützende, koordinierende und auch steuernde Kommunalverwaltung, eine offene und vertrauensvolle Kooperation im Gemeinwesen und schließlich eine Neuformulierung der Aufgaben der „Altenhilfe“ im § 71 des SGB XII wie auch deren verbindliche Absicherung als kommunale Pflichtaufgabe.

Der Siebte Altenbericht hat für uns als Kirche auch deshalb eine besondere Bedeutung, weil er etwas in den Mittelpunkt stellt, was zur Identität der christlichen Gemeinde gehört: Sorge und Mitverantwortung sind Grundformen, Erkennungsmerkmale der Kirche. Die christliche Gemeinde ist von außen durch vier unverzichtbare Merkmale erkennbar: durch *Gottesdienst* und *Zeugnis*, durch *Gemeinschaft* und *Fürsorge*. Wenn nun der Siebte Altenbericht mit den Begriffen „Sorge“ und „Mitverantwortung“ zwei dieser vier Erkennungszeichen von Kirche in den Mittelpunkt seiner Betrachtung stellt, kann uns das nicht unberührt lassen.

Weil Sorge und gegenseitige Achtsamkeit von Anfang an zum Kennzeichen der christlichen Gemeinde gehörten – in Apostelgeschichte 2 nachzulesen –, ist die konsequente Stärkung von fürsorglichen Beziehungen die Leitlinie einer evangelisch ausgerichteten Sozialpolitik. Deshalb werden alle Menschen, die bereit sind, Verantwortung füreinander zu übernehmen, Unterstützung in den Kirchengemeinden und diakonischen Einrichtungen erfahren.

Der Siebte Altenbericht ist für die Kirche und ihre Gemeinden aber nicht nur eine verpflichtende Herausforderung. Er ist zugleich eine Chance zur Erneuerung. Wir sollten sie nutzen, um die durch Spar- und Strukturdebatten verursachte Binnenorientierung von Gemeinden zu überwinden. Denn Kirchengemeinden leben nicht für sich selbst. Ihre Aufgabe ist – frei nach *Harvey Cox* – „*der Stadt Diakon zu sein, der Diener, der sich beugt, um für das Wohl und ihre Ganzheit zu streiten.*“

Wenn nicht die Kirchengemeinde, wer sonst kann zum Aufbau und zur Sicherung sorgender Gemeinschaften beitragen? In diesen Tagen wurde der neue Freiwilligen-survey 2016 veröffentlicht. Darin heißt es: „*Die Mitglieder der ... Kirchen sind anteilmäßig überdurchschnittlich häufig freiwillig engagiert.*“ Der Freiwilligen-survey führt dies auf die örtliche Präsenz der Kirche und die von den Mitgliedern vertretenen Werte und Weltanschauungen zurück.

Wir müssen wieder neu lernen, diesen Reichtum wahrzunehmen. Viele Kirchengemeinden verfügen über Ressourcen und Zugänge, Programme und Erfahrungen, Mitarbeitende und Kompetenzen und bieten Menschen Identifikationsmöglichkeiten und Netzwerke an. Dies alles für das Gemeinwesen nutzbar zu machen – darauf wird es ankommen. In vielen Gemeinden ist die Botschaft bereits angekommen. Wir haben dies in der hannoverschen Landeskirche Anfang des Jahres erfahren dürfen. Der Förderpreis „Innovative Seniorenarbeit“ hat es ans Licht gebracht. Es gibt sie wirklich, die Aufbrüche und Neuanfänge in der alten Kirche. An vielen Orten, aber noch nicht überall. Immer häufiger, aber noch nicht genug.

Dass wir mit unserer Tagung das Innovative fördern wollen, sollte bei meinen Ausführungen deutlich geworden sein. Dazu braucht es *„eine neue Besinnung auf die Bedeutung der Kirche in der Zivilgesellschaft. Wir brauchen einen neuen Blick für das Gemeinwesen, als den Ort, an dem sich die Kirche zu bewähren hat ...“* (Heinrich Bedford-Strohm).

Jens-Peter Kruse, Vorsitzender der Ev. Arbeitsgemeinschaft für Altenarbeit, ist ausgebildeter Diakon und Diplompädagoge mit Schwerpunkt Erwachsenenbildung. Er arbeitete in verantwortlichen Funktionen innerhalb der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers, unter anderem im Fachbereich Männerarbeit. Kontakt: e-j-kruse@t-online.de

C. Beiträge

„Dann klappt’s auch mit den Nachbarn...“ Kirchengemeinden als Teil einer sorgenden Gemeinschaft

Bischöfin Kirsten Fehrs (Hamburg/Lübeck)

1. Einleitung: Was bleibt, ist die Veränderung - und wir sind immer schon da!

Es ist wie bei Hase und Igel – gleich *welche* der vielen parallelen Veränderungsprozesse wir derzeit erleben, ob es die Unterkunft für Geflüchtete in der direkten Nachbarschaft ist oder ob es gilt, die zunehmende Zahl der bulgarischen Obdachlosen in der Stadt zu versorgen, ob das Kinderhospiz oder die dritte „Seniorenresidenz Senator“ gebaut wird – Kirche kann sagen: „Ick bün all dor!“. Wir sind da. Immer schon. Vor Ort. Ob in Dorf oder Stadt. Mit professioneller Ausstattung und Personal, mit sehr vielen, höchst willigen (und manchmal eigenwilligen) Ehrenamtlichen, einem Netzwerk von Einzelorten, das durch übergeordnete Strukturen „verfasst“ ist, und als Kirchengemeinschaft, die ihr Tun einer intrinsischen Motivation verdankt: einem Glauben, der sich aus einem großartigen Flüchtlingsbuch nährt, einem Glauben, der von Liebe spricht und Geistesgegenwart, und der sich deshalb erweist im Sich-Sorgen um die, die im Schatten stehen. Um die, die nicht mehr so lebensfroh und unversehr, so vermögend in jeder Hinsicht sind; die zu tragen haben an Ängsten, aber auch am fehlenden Feingefühl ihrer Umwelt, die sie immer gern zu Bedürftigen und Betreuungsfällen erklärt.

Wir sind da, immer schon – Kirche und Diakonie eben mittendrin auf dem Marktplatz der Gesellschaft, einfühlsam, gemeinschaftsliebend und gerechtigkeitsorientiert. Und überdies gegenwärtig ausgestattet mit nicht wenig Geld.

Und? Sind wir da? Nutzen wir unsere sagenhaften Chancen, „da“ zu sein? Sind wir als Kirche im Gemeinwesen wirklich präsent, inmitten des Verbundes derer, die eine *caring community* bilden – und bilden müssen, wollen nicht Kulturkampfgeschrei und Angstmake in unserer Gesellschaft noch lauter werden?! Sind wir da, selbstverständlich und wertekonstant – wo es gerade jetzt gilt, eine Gemeinschaft der Zugewandten zu bilden, der es nicht allein um Zuwendungen der Regelsysteme geht, sondern um das „irregulär“ Menschliche, das unverordnete Sich-Sympathisch-Finden, das überraschend Belebende in der Begegnung mit dem Fremden? Sünd wir all dor? Oder tagen wir nicht auch deshalb heute hier, damit es heller wird – angesichts der Frage:

Was tun mit unseren Chancen?! Oder – sozialetisch zugespitzt gefragt: Welche Aufgabe hat die Kirchengemeinde in unseren Quartieren, Kommunen, Städten und Dörfern, so dass wir eine Gesellschaft derer werden, die ganz gemäß dem Urge-

meinde-Ideal - aktiv und von sich aus! - ihre Liebe ebenso wie ihr Brot austeilten „unter allen, je nach dem es einer nötig hatte“? (Apostelgeschichte 2, 45)

Zunächst: Ja, es sind viele da. Erfreulich viele. Gezielt. Gar mit sozialem Programm. Oder – so ist es meistens – ohne Plan.

2. „Und dann haben wir einen Plan gemacht ...“

Dazu eine Geschichte: Vor eineinhalb Jahren wurden in einem sehr kleinen Dorf in meinem Sprengel kurzfristig ca. 50 syrische Flüchtlinge angekündigt. Man ist zunächst beunruhigt. Die Bürgermeisterin wendet sich an die Kirchengemeinde – und von da an beginnt eine wunderbare Geschichte: Der Pastor kapert instinktsicher den ehemaligen etwa 70-jährigen Gemeindeführer der Feuerwehr, Hermann und seine Frau. Die fühlen sich an der Ehre gepackt und gründen ein Netzwerk, in das inzwischen zwei Drittel des Dorfes eingestiegen sind, vor allem die Älteren. Während einer Andacht erzählen sie von ihren Erlebnissen – gemeinsam mit den Syrern, die mit in die Kirche gekommen sind. Hermann beginnt: „Zuerst haben wir miteinander einen Plan gemacht“, sagt er, „und wir haben festgestellt, dass fast jede Familie im Dorf mühelos jeweils eine Flüchtlingsfamilie ausstatten kann – mit Bettwäsche, Besteck, Kleidung und Möbeln. Ja, und dann haben wir das einfach gemacht.“

Dann erzählt die alte Dame aus dem Bibelkreis, die mit ihren Freundinnen da ist, dass sie zwar vieles gegeben, viel mehr aber noch empfangen haben. Seit die Syrer da sind, machen sie statt Bibelarbeit „was Schönes“, kochen z.B. gemeinsam. Überhaupt gehen alle herzlicher miteinander um, ja, lernen einander noch einmal ganz neu kennen. Zwei Nachbarn zum Beispiel, wegen einer Hecke total zerstritten, hatten seit fünf Jahrzehnten kein Wort mehr gewechselt. Dann wurden sie losgeschickt, um in der Wohnung der Syrer eine Lampe anzubringen. Über die Leiter hinweg, das ging wohl gar nicht anders, haben sie sich dann schließlich die Hand gereicht. Die pensionierte Deutschlehrerin, die allein lebt, wendet sich an die Syrer: „Ich bin glücklich, dass ich euch etwas beibringen kann, und danke, dass ihr mich adoptiert habt.“ Am Schluss bedankt sich Faris. Auf Deutsch. Beim Pastor, Papa Frank. Und bei Hermann, Susanne, Hans und Martha. Für die Freundschaft, die sie empfangen haben. Und die Bettwäsche. Und die Lampe, sie wäre die hellste der Welt.

Eine wahre Geschichte von *caring community*. Weil sich hier etwas Entscheidendes ereignet hat: man hat sich in der Sorge umeinander (und aus den Ängsten voreinander!) aus den alten Bahnen und Klischees und Vorurteilen heraus geliebt und heraus lieben lassen. Alle haben sie sich verändert. Das Dorf, die Kirchengemeinde – und die Syrer auch. Nicht mit Druck und Stress. Sondern mit Ehrung. Würdigung. Und der positiven Annahme, dass in ausnahmslos jedem Menschen, gleich woher und wie jung oder alt er ist, eine Antwort Gottes auf meine Frage liegen kann, welchen Sinn das Dasein hat. Ich glaube, dass es genau darum geht: um einen Paradigmen-

wechsel in Sprache, Haltung, Nachdenken und Handeln – nämlich hin zu gewinnender Gegenseitigkeit auch beim Thema Alt- und Älterwerden in dieser Gesellschaft.

Dazu passt eine zweite kleine Geschichte: Ein Freund von mir hat längere Zeit in einem Elendsviertel Lateinamerikas gelebt und gearbeitet. „Es war immer viel Leben auf den Straßen“, erzählte er, „aber nach ein paar Tagen fiel mir auf: Wo sind eigentlich die alten Menschen? Sind die alle zu Hause? Als er das seinen Kollegen fragt, schaute der ihn an und erklärte: Mein Lieber, die Leute werden im Schnitt knapp über 50 Jahre alt. Die Alten, die du suchst, die gibt es hier gar nicht.“

Mir haben beide Geschichten deutlich gemacht: Wir müssen aufpassen, dass wir nicht die Maßstäbe verschieben. Allzu oft schleicht sich in die Diskussionen hierzulande ein schräger Ton ein. „Hilfe, wir werden alt“ oder „Lebenserwartung steigt dramatisch“: Solche Überschriften prägen die Demographie-Warnlampen-Debatten. Sicherlich – viel mehr müssen wir uns, so wie hier und heute, auseinandersetzen mit einer sich verändernden Gesellschaft samt ihrer Kirchengemeinden, die aktiver ihre vorhandenen Stärken ins Gemeinwesen einbringen könnten. Das Vorzeichen aber muss doch das der Würdigung sein: Die Wirklichkeit wertschätzen. Es geht darum, den liebevollen Blick zu üben. Sehen, was geht und schön ist und nicht den Mauligen und Forderern das Feld überlassen. Ein Land mit vielen alten Menschen ist jedenfalls für mich genauso wenig ein Schreckensbild wie eine Gesellschaft mit vielen Einwanderern.

3. Wahrnehmen: Gesichter des Alters

Wäre es nicht schön, diese herausfordernd schön-alte Französin erzählen zu hören? Wie sie manch Winter überstanden hat und wer ihre Sonne war. Welchen Traum sie gehegt, welches Kreuz sie zu tragen hatte und welche Hoffnung sie trug. Ihr Gesicht gibt zu lesen auf. So, als wollte sie uns zurufen: Voilà, so ist das Alter. So viele Facetten wie Falten. Mit Härten und etlichen Weichen, die das Leben gestellt hat.

Das Alter hat viele Gesichter – auch, glaube ich, in uns. Sie aufzusuchen ist lohnend, weil sie starken Einfluss darauf nehmen, wie und welche Projekte wir als Kirche in Quartieren voranbringen oder warum wir es gerade nicht tun.

Albert Schweitzer hat einmal gesagt: *„Mit zwanzig Jahren hat jeder das Gesicht, das Gott ihm gegeben hat, mit vierzig das Gesicht, das ihm das Leben gegeben hat, und mit sechzig das Gesicht, das er verdient.“*

Nun denn, schauen wir uns um. Und an. Das Leben, wie es uns widerfahren ist, aber auch wie wir es entschieden haben, hinterlässt Spuren. Das kann man sehen, und mehr noch: Man sollte es auch sehen. Denn es ist ein *Verdienst*, wenn ein Gesicht von der Schönheit, den Tragödien, dem Charme, dem Schmerz, dem Jubel und Be-

gehen, der Angst und den Hoffnungen eines ganzen Lebens zu erzählen weiß. Zum Glück stehen Menschen heutzutage wieder stärker zu sich und zu ihrem Alter. Unser Thema heute berührt ja auch dieses: Die Sehnsucht vieler nach einem würdigen und selbstbestimmten Älterwerden. Alt soll bitte nicht gleich automatisch mit Stereotypen in Verbindung gebracht wie: Alt und krank. Alt und gebrechlich. Alt und – Ende.

Ganz deutlich wird das bei den so genannten jungen Alten, die nicht die Defizite des Altwerdens, sondern im Gegenteil fast mit einem gewissen Trotz dessen *Potenziale* in den Blick rücken. Mit 66 Jahren, da fängt das Leben an! Tina Turner war noch mit über 70 Jahren auf Welttournee. Beinwunder ohne Venencreme.

Heutzutage geben die Menschen, auch in dem eben erwähnten Dorf, ihre Berufstätigkeit zu einem Zeitpunkt auf, an dem sie noch einmal richtig etwas anfangen wollen. Ganz anders als die 65-Jährigen vor 40 Jahren tut man etwas für *sich*, ist modisch gestylt, durch Reisen gebildet, durch Golfspiel (oder inzwischen Pilgern) körperlich fit, und in jeder Hinsicht ein interessanter Wirtschaftsfaktor. Doch nicht nur dies – sie sind auch *die* Zielgruppe mit einem hervorragenden bürgerschaftlichen Engagement.

Diese Gemeindeältesten in Hamburg heißen nun auch noch „Oberalte“... Sie sind von den Hauptkirchen ehrwürdigst gewählt in dieses Amt und übernehmen (meist bis zum 75. Lebensjahr) die anspruchsvolle Aufgabe, die größte Seniorenanlage Hamburgs zu leiten. Und hier ist´s wie anderswo: Ohne diese jungen Alten keine ehrenamtliche Hospizbewegung, keine Synoden und Flüchtlingsnetzwerke, ohne sie keine Lesehilfe für Migrantenkinder, keine Tafel, kein Sportverein. Ihre Erfahrung, ihr Kenntnisreichtum - und ja, auch ihre Sinnsuche sind elementar für das soziale Gesicht unseres Landes. Und das wissen Politik und Kirche zu schätzen – hoffentlich mehr statt weniger. Denn ohne diese Menschen könnten wir manche Dienste gar nicht aufrechterhalten. Altwerden hat Potenzial. Und die Aktivität von Älteren ist ein Potenzial. Das ist die eine Seite der Medaille.

Die andere Seite, gern verdrängt, sind die Grenzen, die der alt werdende Körper und Geist dem Menschen aufgibt zu verkraften. Ab dem 30. Lebensjahr beginnt der körperliche Abbau, und früher oder später fühlt man ihn auch. Die einen mit 60, andere erst mit 80 Jahren. Meistens peu à peu, sukzessive. Potenzial und Grenze liegen immer dichter beieinander. Ich sehe etwa meine Mutter vor mir, die bei jedem Faschingsfest für die Senioren als Queen Mum aufgetreten ist, um die „alten Leute“ zu vergnügen. Dies wäre in ihrem 85. Lebensjahr fast gescheitert, weil sie wegen der schmerzenden Knie kaum die Treppe zur Bühne hochkam.

Das Alter bringt eben körperlichen Abbau mit sich: Die Brillengläser werden immer stärker, Hörgeräte nötig, auf dem Einkaufszettel steht Tena-Lady, und Erinnerungslücken häufen sich. Dies alles macht ängstlich und unsicher und hemmt die Freude,

sich zu bewegen, gemeinschaftlich etwas zu unternehmen und etwas Unvertrautes zu riskieren. Der Lebensradius wird kleiner, die Einsamkeit größer.

Und spätestens, wenn man das erste Mal gefallen ist, über sich selbst oder die Teppichkante, treibt einen die bange Frage um, wie lange man womöglich noch allein in den eigenen vier Wänden zurechtkommt. Diese Verzagttheit ist gar nicht so einfach zu verstehen, wenn man sich auf den Körper noch gut verlassen kann, wenn man laufen, springen, sehen kann. Es sei denn, man macht in der Kirchengemeinde ganz bewusst z.B. einen Konfirmandenunterricht, der dies Alt-Sein erlebbar macht.

Das vergisst kein Konfi, wie es sich anfühlt, wenn man eine Taucherbrille auf der Nase, einen Hörschutz auf den Ohren und mit so einem Simulationsanzug Zusatzgewichte von 15 Kilo am Körper trägt. Alle Sinne sind eingeschränkt, die Gelenke muss man gegen dicke Klettbinden anbeugen. Will man Schuhe anziehen, gerät man ins Schwitzen. Auch Zeitung lesen gelingt nur mit Lupe – Generationenverständigung braucht manchmal ungewöhnliche Experimente. Und da ist die Kirchengemeinde im Quartier absolut naheliegender Lernort! Wie?

4. Handlungsoptionen: Kirchliche Arbeit im Quartier

Was nun folgt aus diesen Wahrnehmungen? Welche Rolle kommt den Kirchengemeinden zu, damit vor Ort sorgende Gemeinschaften aufgebaut werden können?

Angesichts der demographischen Entwicklung mitsamt den Prognosen bis hin zum Pflegenotstand hat man vor allem im letzten Jahrzehnt grundsätzlicher in Diakonie, Politik und Kirche neue Wege zu beschreiten versucht. Wege, mit denen die Autonomie der Älteren und Alten stabilisiert werden soll, ohne dass dies zu Vereinzelung führt. Wege, die die Würde des einzelnen - wohlgemerkt in jedem Alter! - bewahren helfen, indem man Teilhabe ermöglicht, Teilhabe an gesellschaftlichem Diskurs, an Kultur, Nachbarschaft und sozialer Gemeinschaft. Mit dieser Zielsetzung war es naheliegend zu schauen, wie man nachhaltig die Generationen *verbindet*, wie man Solidarität fördert zwischen Alt und Jung. Die Idee der Mehrgenerationenhäuser bzw. der generationsübergreifenden Wohngemeinschaften als Win-Win-Situation war sozusagen eine natürliche Geburt.

Sie, wir sind uns doch in vielem so ähnlich, die Jungen und die Alten, warum sollten wir also nicht zusammen halten, was zusammen gehört? Tatsache aber ist: Bei der Umsetzung solcher großen Projekte zeigt sich mancherorts, wie schwer es ist, dass Alt und Jung nicht nur koexistieren, sondern sich auch kennenlernen, verbinden und *nützen*. Es geht um mehr als neue Wohnformen und Stadtteilprojekte, es braucht, davon bin ich überzeugt, auch ganz bewusste, neue *Kommunikationsformen*, die das Gespräch der Generationen gezielt aufbaut.

Glücklicherweise gibt es dazu in Einrichtungen der Diakonie oder in Kirchengemeinden wunderbare Initiativen. Kleine und feine. Nicht immer das große Konzept. Gemeinsam mit den Senioren zum Beispiel backen und kochen Kita-Kinder im Stadtteil-Center, im benachbarten Seniorenheim funktioniert ein Erzählcafé mit Konfirmanden, und mit ursprünglich kirchlichen Initiativen wie „Wellcome“ werden ehrenamtliche Großeltern an junge Familien vermittelt, denen das Neugeborene gerade das Haus auf den Kopf stellt. Bei all dem geht es um Kommunikation in dem Bewusstsein, dass das Alter nicht nur Einschränkung und das Kind-Sein nicht nur Entwicklung bedeutet; der Dialog der Generationen zielt geradezu darauf, bei dem einen das Kind und bei dem anderen die Weisheit zu entdecken.

Ganz neu und beispielhaft ist auch ein Kirchenkreisprojekt „Leben und Sterben, wo ich hingehöre“ einer Kirchengemeinde in Hamburg. Dort begleitet ein Gemeindepastor neue Versuche der Seniorenarbeit im Quartier mit dem Ziel, eine altersgerechte Stadtkultur aufzubauen. Er erzählt: „Bei den ersten Schritten ist mir bewusst geworden, wie wichtig Kirche als Initiatorin und Moderatorin sein kann. Zugleich gehört aber auch der Mut dazu, das Gemeindehaus zu verlassen und die eigene Seniorenarbeit durch neue Partner zu verändern.“ Auf diese Weise sollen Begegnungen zwischen den Generationen ermöglicht und Nachbarschaften angeregt werden. Konkret heißt das zum Beispiel: Sich vor Ort mit den Wohnungsbaugenossenschaften über altersgerechtes Wohnen auszutauschen, Themenabende z.B. zu „Gesundheit“ oder „Demenz“ gerade nicht nur für Ältere anzubieten. Und: sorgsam wahrzunehmen, was bereits da ist: Es sind viele Ressourcen im Stadtteil vorhanden, manches muss nur gebündelt und bekannt gemacht werden.

Es sind **sieben Erkenntnisse**, die sich aus Projekten solcher Art gewinnen lassen:

1.) Es muss mit den Nachbarn klappen! Gute Nachbarschaft erhöht die Lebensqualität. Das gilt für alle Generationen. Wo Begegnung auf dem Hausflur oder am Gartenzaun geschieht, wird ein Stück Leben geteilt: Man sieht sich, feiert gemeinsam, spielt, hilft sich aus. Wo das gegeben ist, bleiben alte Menschen nachweisbar länger in ihrem Zuhause.

2.) Gerade in Zeiten, in denen immer mehr Menschen ohne Familie alt werden oder wo sich die Angehörigen über die ganze Welt verteilen, ist es wichtig, Menschen in der Nähe zu haben. Auch wenn sie aus fernen Ländern kommen. Wenn die Kreise im Alter kleiner werden, wird dieser Aspekt immer wichtiger. Alt fühlen sich Menschen, wenn die Mobilität weniger wird, wenn man das Auto gegen den Rollator eintauscht und die Angewiesenheit auf Hilfe steigt. Allerdings: aktiv um Hilfe zu bitten, ist gar nicht so einfach. Das merken wir an uns selbst. Es braucht ein freundliches Gegenüber, eine Kultur der guten alten Nachbarschaft, die einfühlsam ist und Akzeptanz ausstrahlt.

3.) Im Prozess des Älterwerdens brauchen Menschen selten „schlagartig“ Hilfe, sondern es geht um ein Hilfesystem, das sich an die jeweilige Lebenssituation anpasst. Oft braucht es nur wenige Handgriffe, die es möglich machen. Voraussetzung ist wiederum: gute Nachbarschaft, die mit einer gewissen Selbstverständlichkeit einübt, einander um einen Gefallen zu bitten.

4.) Menschen wollen in der Regel zu Hause alt werden. Wenn dieses Zuhause an den eigenen vier Wänden endet und nicht in eine Nachbarschaft eingebettet ist, kann es zu einer Einsamkeitsfalle werden. Diese Gefahr besteht, je älter Menschen werden.

5.) Ergo: Kirchengemeinde kann einen Beitrag leisten, dass alte Menschen mit ihrer Nachbarschaft im Dialog bleiben, ja auch dialogfähig bleiben. Doch da helfen die klassischen Altennachmittage und Seniorenkreise nur bedingt, weil man wieder unter sich bleibt und daran festhält – auch am festen Sitzplatz. Generationen- und Gemeinwesenarbeit hat Konjunktur! Gern auch mit kleineren Aktionen; es müssen wahrlich nicht immer die vielseitigen Konzepte sein.

So geschehen in einer Gemeinde im nicht ganz einfachen Stadtteil Steilshoop. Hier haben sich viele junge Geflüchtete aus dem Iran taufen lassen - dies wohlgerne nach einem monatelangen Glaubenskurs. Eines Tages laden sie gemeinsam mit dem Pastor die Gemeinde zu einem persischen Neujahrsfest ein. Es kommen ... - die Alten. Und setzen sich auf ihren Platz. Was für ein Bild: Auf der einen Seite des Raumes die jungen Iraner, auf der anderen Seite die älteren und alten Damen! Plötzlich kommt ein Iraner auf die Idee und fordert eine der alten Damen zum Tanz (nach persischer Musik) auf, Rollator hin oder her. Und binnen weniger Minuten tanzen alle, zu zweit, dann in großer Runde, der Rollator immer hin und her....

6.) Chancen haben Gemeinden deshalb, weil sie an sich bereits ein Nachbarschaftsnetz sind. Oft sind sie eines der am besten funktionierenden und organisierten Systeme im Quartier. Doch leider wird die schwer auszuspielende Karte „Vernetzungsarbeit“ selten gezogen. Oft überwiegen in den Kirchengemeinden Angebote und Veranstaltungen für bestimmte Zielgruppen. Man nutzt zwar die gleichen Räume, aber die einen nachmittags, die anderen abends. Orte der Begegnung, Kontaktbörsen sind nach wie vor selten.

7.) Und schließlich: Seelsorge. Als Kirche können wir sie als unser Spezifikum in die Stadtteile und Quartiere einbringen. Sie ist die Muttersprache der Kirche. Sie ist uns mitgegeben – von dem Moment an, in dem Jesus den Verwirrten beruhigt hat, die Kranken berührt und ja gerade von der fremden Kanaanäerin selbst viel lernt. Mit Gestus, Wort und Ritual ist die Seelsorge eine vielschichtige Sprache der Zuwendung, die Menschen hilft, sich selbst zu verstehen, unlösbare Fragen auszuhalten und sich in den Grenzsituationen des Lebens getragen zu fühlen. Und so ist sie die Sprache, die wir als Kirche in die Gesellschaft einbringen. Und, wie ich finde, die wir

vermehrt einbringen müssen. Professionell. Sensibel. Zeitgemäß und zuverlässig. Ganz so, wie es der Prophet Jesaja von Gott beschreibt: „Auch bis in euer Alter bin ich derselbe, und ich will euch tragen, bis ihr grau werdet. Ich habe es getan und ich werde heben und tragen und erretten.“ Heißt: Die Gnade bleibt. Die Gnade bleibt, wenn der Mensch wird, wächst und vergeht. Sie bleibt, wenn er träumt, zweifelt, denkt, wenn er liebt und begehrt, wenn er rennt und hinfällt, sie bleibt, wenn einem Hören und Sehen vergeht. Die Gnade bleibt. Welche Kraft ist diese Botschaft der Seelsorge in einem Gesellschaftsspiel, in dem die Karten manchmal allzu ungnädig verteilt scheinen.

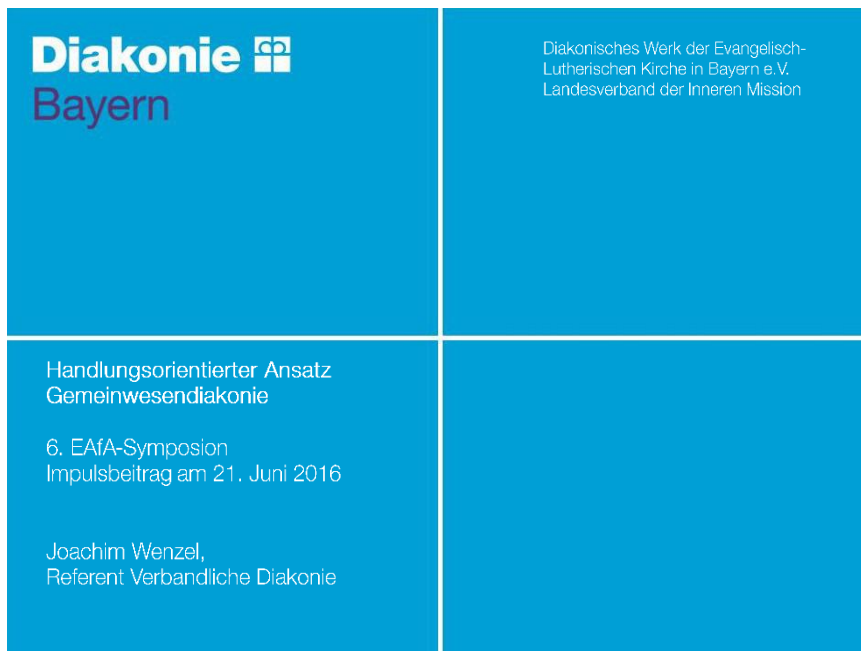
Wi sünd all dor – mit einer unerhört guten Botschaft. Und Kraft. Dazu eine letzte kleine Geschichte aus einer Kirchengemeinde mit ebenfalls vielen jüngst getauften Iranern. Die Gemeinde hat sich total verändert und der Kirchengemeinderatsvorsitzende erst recht. Was war passiert? Nach einem furchtbaren Unfall, bei dem seine Frau und seine Kinder umgekommen waren, war er lange allein und zurückgezogen. Alles kam ihm sinnlos vor. Und dann hat er, Manager der er war, mit 65 Jahren sein Ende geplant und ist in ein Altersheim gezogen. „Zufällig“ lernt er eine 50-jährige Iranerin kennen, eine orientalische Schönheit, sie verlieben sich, verloben sich, sie feiern seinen „70.“ unter freiem Himmel an der Elbe mit Wein und Käse. Tags darauf zieht er aus dem Altersheim aus, wird KGR-Vorsitzender, und ist mit seinen 75 Jahren so verliebt und vielleicht lebendiger denn je. Vielleicht wäre das auch ein Bild für unsere Kirche? Für eine Kirche der Zukunft! Raus aus dem Rückzug, hinein ins Leben!

So wünsche ich mir die Kirche – als eine Kraft, die hebt und trägt und rettet, weil sie die Liebe wieder gefunden hat. Und ihren Schwung.

Kirsten Fehrs ist Bischöfin im Sprengel Hamburg und Lübeck der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland. Außerdem gehört sie dem Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) und der Bischofskonferenz der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands (VELKD) an. Eine ihrer zentralen Aufgaben ist die geistliche Leitung des Sprengels, der die Kirchenkreise Lübeck-Lauenburg, Hamburg-Ost und Hamburg-West/Südholstein umfasst. Kontakt: bj-schofskanzlei@bkhh.nordkirche.de

Kirche und Diakonie gemeinsam f.i.t-Projekte, Tafelgemeinschaften und diakonische Zentren

Joachim Wenzel (Nürnberg)



*(Die Präsentation steht als Download zur Verfügung:
http://www.ekd.de/eafa/download/Wenzel_%20Handlungsorientierter%20Ansatz%20Gemeinwesendiakonie.pdf)*

Joachim Wenzel ist Referent für Verbandliche Diakonie beim Diakonischen Werk Bayern in Nürnberg. Kontakt: wenzel@diakonie-bayern.de

Kurzbericht zum Workshop „f.i.t.-Projekte“

Von Silke Luther, Vorstandsmitglied EAfA

Joachim Wenzel stellte im Überblick die f.i.t.-Projekte vor (f.i.t. für „fördern-initiativ werden-teilhaben) und verortete sie im gemeinsamen sozialraumorientierten Gestalten und Handeln von Kirche und Diakonie vor Ort in Bayern.

Die f.i.t.-Projekte wurden als Initiative der Ev.-Lutherischen Landeskirche und des Diakonischen Werkes Bayern von 2012 bis 2014 aus dem landeskirchlichen Haushalt gefördert und reagierten auf die durch wachsende Armut drohende Ausgrenzung von Menschen.

Ziel der f.i.t.-Projekte: Das diakonische Handeln in den Kirchengemeinden zu stärken: gemeinsame Themen zu identifizieren, Vernetzung von Diakonie und Kirchengemeinden zu fördern und von Armut betroffenen Menschen Teilhabe zu ermöglichen, indem ihre sozialen, kommunikativen und lebenspraktischen Fertigkeiten gestärkt werden

Auswahlkriterien: 60 Projekte wurden ausgewählt. Wesentliches Kriterium dafür war, dass das Projekt von der örtlichen Kirchengemeinde und einer diakonischen Einrichtung *gemeinsam* durchgeführt wurde. Neben Alleinerziehenden mit ihren Kindern, Jugendlichen, und Migranten waren besonders ältere Menschen im ländlichen Raum im Blick.

Nachhaltigkeit: Nach Ablauf des finanziellen Förderzeitraumes werden die meisten der Projekte (80 Prozent) weiter geführt, so dass die Initiative eine hohe Nachhaltigkeit hat. Untersuchungen zeigen, dass die Projekte zum Teil in anderem Umfang, mit eigener Finanzierung, mit einem Folgeprojekt oder in anderer Trägerschaft fortgesetzt werden. Manche Projekte sind wie geplant durchgeführt und abgeschlossen worden. Nur wenige mussten wegen fehlender Weiterfinanzierung oder Wegfall der Kooperation vorzeitig beendet werden.

Auf den Webseiten der Diakonie Bayern und der Ev.-Lutherischen Landeskirche Bayern sind viele ehemalige und weitergeführte f.i.t.-Projekte zu finden, z. B. Vesperkirchen, Projekte zum diakonischen Lernen oder zu diakonischen Tischgemeinschaften: www.fit-projekte.de, www.diakonisches-lernen.de, www.bayern-evangelisch.de/engagement-vor-ort.php

Als Anregung für das nachfolgende Gespräch gab Joachim Wenzel folgende Fragen in die Gruppe:

- Welche Erfahrungen von „Kirche und Diakonie“ bringen Sie aus den anderen Landeskirchen mit?
- Welche Erfahrungen haben Sie bzgl. Ehrenamtsarbeit?
- Wo sehen Sie weitere Ansatzpunkte für gemeinsames Vorgehen?
- Was halten Sie von Sozialgenossenschaften / Seniorennetzwerken?

Inklusive Quartiersentwicklung - ein Thema für Gemeinden

Christiane Grabe (Düsseldorf)



Inklusive Quartiersentwicklung – ein Thema für Gemeinden

6. EAfA-Symposium „Zukunftsfähige Gemeinschaften fördern“

21. Juni 2016, Kirchenamt der EKD, Hannover

Christiane Grabe, Diakonie RWL



(Die Präsentation steht als Download zur Verfügung:

[http://www.ekd.de/eafa/download/Grabe_Inklusive_Quartiersentwicklung - ein Thema fuer Gemeinden.pdf](http://www.ekd.de/eafa/download/Grabe_Inklusive_Quartiersentwicklung_-_ein_Thema_fuer_Gemeinden.pdf))

Christiane Grabe, studierte Raumplanerin, ist Referentin für inklusive Quartiersentwicklung und Sozialpsychiatrie bei der Diakonie Rheinland-Westfalen-Lippe e.V. und Mitentwicklerin des Evangelischen Zentrums für Quartiersentwicklung in Düsseldorf. Kontakt: c.grabe@diakonie-rwl.de.

Kurzbericht zum Workshop „Inklusive Quartiersentwicklung“

Von Martina Jakubek, Vorstandsmitglied EAfA

Der gut besuchte Workshop von Christiane Grabe brachte zahlreiche neue Einsichten. In ihrem Vortrag spannte die Diplom-Ingenieurin für Raumplanung einen Bogen von der aktuellen Notwendigkeit inklusiver Stadt- und Quartiersentwicklung über Begriffsklärungen, Einblicke in die Methoden und Arbeitsweisen bis hin zur konkreten Praxis.

Die vielfältigen inklusiven Maßnahmen der Quartiersentwicklung werden als sinnvolle Antworten auf die „Gegenwartsverkaterung“ oder dem „Leiden an der Moderne“ ver-

standen. Sie entstehen nicht selten „von unten“, können aber auch gezielt von der Stadtentwicklungspolitik angeregt, gefördert und koordiniert werden. Quartiersentwicklung ermöglicht Inklusion für alle – wie in der UN-Behindertenrechtskonvention gefordert – und entspricht auch dem Leitbild der „sorgenden Gemeinde“.

Ausgehend von der Frage an die Menschen vor Ort, was sie zum guten Leben brauchen, werden Initiativen in allen Lebensbereichen wie Wohnen, Arbeit, Gesundheit, Pflege, Bildung, Kunst, Kultur bis zu Partizipation und Kommunikation unterstützt.

Angestoßen werden kann dies durch Methoden wie Stadtteilspaziergänge, Sozialraumanalyse oder Zukunftswerkstatt. Aber Grundvoraussetzung ist eine partizipationsfördernde Haltung. Diese bedeutet wertschätzende Kommunikation „auf Augenhöhe“, die Ermöglichung von Gestaltungsspielräumen, Ergebnisoffenheit, Experimentier- und Fehlerfreundlichkeit sowie Neugierde.

Eine nicht ganz einfache Herausforderung für Kommunen, Einrichtungen und Kirchengemeinden, wie Christiane Grabe an einem Beispiel verdeutlicht: In einem Dorf wurden Bürger mit Unterstützung der Kirchengemeinde dazu befragt, was sie für „gutes Leben“ bräuchten. Die Menschen schlugen vor, einen Wohnmobilstellplatz einzurichten, eine von den Initiatoren völlig unerwartete Idee. Doch Ergebnisoffenheit bedeutet, sich ernsthaft mit dem Vorschlag auseinander zu setzen. Und tatsächlich, die Bürger rückten über die Verwirklichung des Platzes näher zusammen, es entstanden neue Beziehungen und Kooperationen. Der Ort zog Touristen an. In der Folge entstanden weitere neue Aktionen und ein wesentlich engeres Miteinander im Dorf.

Für Kirchengemeinden bedeutet diese Form der inklusiven Quartiersentwicklung eine Lernherausforderung. Sie müssen integrierende und ressourcenorientierte Denkweisen einüben, zielgruppenübergreifende Arbeitsformen und kooperative Handlungsansätze entwickeln und sich als Akteur im Stadtteil (oder Dorf) verstehen.

An den Beiträgen aus dem Publikum zeigte sich: Beispiele gibt es genug. Gemeindegäuser werden in Bürger-, Familien- oder Mehrgenerationenhäuser umgewandelt, Beratungsangebote der Behörden werden ins Café vor Ort verlegt, Autos der Sozialstation werden von Ehrenamtlichen für Fahrdienste genutzt, Wohnen wird neu gedacht, Theaterprojekte bringen Menschen zusammen

Die BiBER kommen – Bürgerschaftliches Engagement regional

Ralf Müller (Alsfeld)



*(Die Präsentation steht als Download zur Verfügung:
http://www.ekd.de/eafa/download/Mueller_Die_BiBER_sind_los.pdf)*

Ralf Müller ist ausgebildeter Religionswissenschaftler, Erwachsenenpädagoge und Mediator. Er ist Referent für Bildung und Ökumene im Evangelischen Dekanat Alsfeld (Ev. Kirche in Hessen und Nassau). Kontakt: ralf.mueller@eb-vb.de.

Kurzbericht zum Workshop „Die BiBER kommen“

Von Annegret Trübenbach-Klie, Vorstandsmitglied EAfA

Die Region um Alsfeld, ein Gebiet der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau (EKHN), ist von einem starken Abwanderungstrend betroffen. Mit dem von Bildungsreferent Ralf Müller vorgestellten Projekt „BiBER – Bildung bürgerschaftlichen Engagements regional“ reagiert die Kirche auf diese Situation.

In diesem Projekt wurden Ehrenamtliche zu Dorfontwicklern ausgebildet und erhielten über Fortbildungen Methoden der sozialräumlichen Dorfanalyse, Recherchetechniken, Projektmanagement, Kenntnisse über öffentliche Haushalte und Finanzierungsmöglichkeiten sowie Methoden der Öffentlichkeitsarbeit: Handwerkszeug um

Nachbarschaftshilfen zu initiieren, Nutzungskonzepte für Bürgerhäuser zu entwickeln und ein Wohnprojekt für ältere Menschen mit Dorfladen und Treffpunkt umzusetzen.

Mit diesem Ansatz übernimmt Kirche Verantwortung in der Gesellschaft, gestaltet den Lebensraum, in dem sie ihren Platz hat - eine Kirche, die sich bewusst ist, dass Menschen dafür geeignete Bildungsangebote und Strukturen benötigen. Sie setzt ihre parochiale Präsenz dafür ein, dass „gutes Leben“ auf dem Dorf möglich ist – auch im Alter. Sich dabei in den Kontext der Bürgerschaft zu stellen ist ein gutes Vorzeichen, um breite Bevölkerungsgruppen und Kooperationspartner zu erreichen.

Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer diskutierten an folgenden Fragestellungen:

- Wo liegen Chancen, wo liegen Grenzen bürgerschaftlichen Engagements in der Sozialraumentwicklung?
- Welche Voraussetzungen bestehen für bürgerschaftliches Engagement in der Sozialraumentwicklung?
- Wann ist bürgerschaftliches Engagement „Sand“, wann „Öl im Getriebe“ der Dorfentwicklung? Und ist „Sand“ schlechter als „Öl“?

Zudem wurde die auf BiBER basierende Online-Fortbildung „Unser Dorf: Wir bleiben hier!“ (www.unser-dorf-mooc.de; #dorfmooc) vorgestellt, die von den evangelischen Landeskirchen in Hessen zusammen mit Hessencampus Kassel von Oktober bis Dezember 2016 angeboten wird.

Sorgende Gemeinschaften aufbauen und sichern Zentrale Ergebnisse des 7. Altenberichtes

Prof. Dr. habil. Thomas Klie (Freiburg)



Sorgende Gemeinschaften aufbauen und sichern – zentrale Ergebnisse des 7. Altenberichtes

Prof. Dr. habil Thomas Klie

EH Freiburg/IFF Wien
Mitglied der 6. und 7. Altenberichtscommission,
Vorsitzender der 2. Engagementberichtscommission der Bundesregierung

21. Juni 2016
6. EAFA Symposium
Hannover

(Die Präsentation steht als Download zur Verfügung:

http://www.ekd.de/eafa/download/Klie_Sorgende%20Gemeinschaften%20aufbauen%20und%20sichern.pdf)

Thomas Klie hat Evangelische Theologie, Soziologie und Rechtswissenschaften in Hamburg studiert, wo er 1988 auch zum Dr. jur. promovierte. Seither ist er Professor für öffentliches Recht und Verwaltungswissenschaft an der Ev. Hochschule Freiburg. 2010 habilitierte er sich im Fach Gerontologie. In Freiburg leitet er auch das Zentrum für zivilgesellschaftliche Entwicklung (zze). Kontakt: klie@eh-freiburg.de

Vom Wunsch zur Wirklichkeit – Statements im Abschlussplenum

Martina Fritze (Rummelsberg)

Die größte Herausforderung bei der Gemeinwesenarbeit ist, Zeit und Raum zu geben, damit die Dinge sich entwickeln können.

Für ein Gelingen braucht es eine Diakonie, die bereit ist, Ressourcen jenseits aller Refinanzierung einzusetzen. Und es braucht eine engagierte Kirchengemeinde, die sich als *ein* Akteur im Gemeinwesen versteht. Sie braucht sich aber nicht klein zu machen, sondern sollte das eigene Besondere herausstellen.

In den Köpfen der Hauptamtlichen und der Mitglieder von Kirchenvorständen und Presbyterien ist ein Paradigmenwechsel nötig. Außerdem braucht es Unterstützung von den Kirchenleitungen in Form personeller Ressourcen. Denn auch Altersarbeit ist ein zukunftsweisendes Arbeitsfeld der Kirche.

Wir müssen den Menschen Lust darauf machen, sich zu engagieren. Kirche ist in der Gefahr, Menschen, die sich bürgerschaftlich engagieren wollen, an andere zu verlieren.

Martina Fritze hat als Rummelsberger Diakonin in verschiedenen Kirchengemeinden im Ev. Dekanat Würzburg gearbeitet. Seit 2008 war sie Referentin im Dekanat und Dekanatssenorenbeauftragte. Sie studierte berufsbegleitend Gerontologie in Heidelberg und hat seit 2015 wieder einen Dienstauftrag bei der Rummelsberger Diakonie. Kontakt: fritze.martina@rummelsberger.net.

Prof. Dr. Beate Hofmann (Bielefeld)

Die Hinwendung von Kirchengemeinden zum Sozialraum erfordert ein Neudenken von grundsätzlichen Fragen: Wie sind wir als christliche Gemeinde erkennbar? Wie zeigt sich unser Profil in der Kooperation mit anderen?

Wer sind wir als Kirche und als Gemeinde – eine Gegenwelt (mit eigenen Regeln und besonderer Ethik als Heimat für alle, die Christus nachfolgen) oder ein Teil der Welt, offen für viele unterschiedliche Gruppen in ihren Lebenswelten? Was heißt Mission? Das „in die Welt hinein gehen“ ist auch Teilhabe an der „missio dei“.

Wichtig ist das Miteinander von Gemeinden mit der Diakonie. Das braucht eine Kooperationskultur, weg von reiner Wettbewerbsorientierung um Angebote und Budgets hin zu einer Ressourcenorientierung im Sozialraum. Es wird wegen der Systemdifferenzen zwischen Kirche und Diakonie auch Spannungen geben: Die Diakonie handelt unternehmerisch, sie entscheidet schnell. Die Gemeinden entscheiden basisdemokratisch, das kann dauern. Rollen der Verantwortlichen, Zeitbudget und Selbstverständnis der Akteure (ehrenamtlich oder beruflich?) differieren.

In der Flüchtlingsarbeit haben Kirche und Diakonie entdeckt, was sie aneinander haben. Diese Erfahrung muss für die Arbeit im Sozialraum genutzt werden.

Die Sozialraumorientierte Gemeindearbeit wird auch die Pluralitätsfähigkeit der Kirche auf die Probe stellen: Es kommen auf einmal Leute, die ganz anders sind als wir selbst (in der Kerngemeinde). Es braucht Bereitschaft, sich zu verändern.

„Sorgende Gemeinde“ zu sein ist alternativlos, sonst werden wir irrelevant.

Beate Hofmann war Pfarrerin in der Ev.-Lutherischen Kirche in Bayern. Später war sie Theologische Studienleiterin des Fortbildungszentrums der Diakonie Neuen-dettelsau und zehn Jahre lang Professorin für Gemeindepädagogik und Kirchliche Bildungsarbeit an der Ev. Hochschule Nürnberg. Seit 2013 lehrt sie Diakoniewissenschaft und Diakonimanagement an der Kirchlichen Hochschule Wuppertal/Bethel. Kontakt: hofmann@diakoniewissenschaft-idm.de

D. Anhang

Pressemitteilung der EAfA vom 16. Juni 2016

Zukunftsfähige Gemeinschaften fördern – Gemeinden sind gefragt Evangelische Kirche berät Konsequenzen aus dem Altenbericht der Bundesregierung

Welche Rolle spielt Kirche künftig in den Städten und Dörfern? Die Konsequenzen aus dem Siebten Altenbericht der Bundesregierung für die kirchliche Arbeit im Gemeinwesen stehen im Mittelpunkt eines Symposiums der Evangelischen Arbeitsgemeinschaft für Altenarbeit (EAfA) am 21. Juni im Kirchenamt der EKD in Hannover. 125 haupt- und ehrenamtlich Mitarbeitende aus Kirche und Diakonie haben sich dazu angemeldet. Einen der Vorträge hält Bischöfin Kirsten Fehrs (Hamburg/Lübeck), Mitglied des Rates der EKD.

Mit dem Thema des Altenberichts „Sorge und Mitverantwortung in der Kommune – Aufbau und Sicherung zukunftsfähiger Gemeinschaften“ habe die Bundesregierung zwei zentrale Wesensmerkmale von Kirche aufgegriffen, so EAfA-Vorsitzender Jens-Peter Kruse (Hannover): Sorge füreinander (Diakonie) und Gemeinschaft. In dem Bericht werde es um den Beitrag von Kommunen und örtlichen Gemeinschaften zu einem würdigen und selbstbestimmten Älterwerden der Menschen gehen. „Kirche ist vor Ort immer schon präsent und daher besonders gefragt“, sagt Kruse.

Von dem Symposium erhofft sich Kruse einen sichtbaren Impuls dafür, „dass wir uns als Kirche, als Gemeinde im Gemeinwesen neu aufstellen“. Der EAfA-Vorsitzende plädiert für eine stärkere Außenorientierung der Kirchengemeinden und die Überwindung des mit den Spar- und Strukturdiskussionen verbundenen Rückzugs auf sich selbst. Die Bedeutung von Kirche in der Gesellschaft werde langfristig daran gemessen, „welche Rolle sie im Gemeinwesen spielt“, ist Kruse überzeugt.

Bischöfin Fehrs wird in ihrem Vortrag die sozialetische Perspektive von Kirchengemeinden als Teil einer sorgenden Gemeinschaft aufzeigen. Professor Thomas Klie (Freiburg) stellt zentrale Ergebnisse des Siebten Altenberichts der Bundesregierung vor, der demnächst veröffentlicht werden soll. In Workshops stellen sich kirchliche Gemeinwesen-Projekte aus dem städtischen und ländlichen Raum vor. Am Abschlussplenum nehmen neben Klie auch die Diakoniewissenschaftlerin Professorin Beate Hofmann (Bielefeld) und die Diakonin Martina Fritze (Rummelsberg) teil.

Die EAfA hatte sich in die Diskussion um die Themen des Altenberichts bereits im vergangenen Jahr mit ihrer Stellungnahme „Sorge und Mitverantwortung fördern“ (<http://www.ekd.de/eafa/aktuell/27867.html>) eingeschaltet. Durch Informationen zur Nachbarschaftsarbeit, zur Förderung sozialer Netze und zu generationenübergrei-

fenden Angeboten will sie der kirchlichen Basis helfen, Gemeinwesen-Projekte zu gestalten. In der EAfA sind 18 Landeskirchen, die Vereinigung Evangelischer Freikirchen und bundesweit in der offenen Altenarbeit tätige evangelische Werke und Verbände zusammengeschlossen.

Pressemitteilung der EAfA vom 27. Juni 2016

„Hinein ins Leben!“

Kirchengemeinden sollen Gemeinwesen aktiv fördern – Symposium der evangelischen Altenarbeit in Hannover

Durch eine engagierte Gemeinwesenarbeit können Kirchengemeinden dazu beitragen, dass Stadtteile und Dörfer zu einer „Sorgenden Gemeinschaft“ werden, in der ältere und jüngere Menschen füreinander Verantwortung übernehmen. Dieses Fazit zog sich durch sämtliche Referate und Diskussionsbeiträge beim Symposium der Evangelischen Arbeitsgemeinschaft für Altenarbeit (EAfA) „Zukunftsfähige Gemeinschaften fördern“ am 21. Juni in Hannover.

Bei dem Symposium berieten über 100 haupt- und ehrenamtlich Mitarbeitende aus Kirche und Diakonie über Konsequenzen aus dem 7. Altenbericht der Bundesregierung „Sorge und Mitverantwortung in der Kommune“. Mit Sorge und Mitverantwortung stelle der Altenbericht zwei zentrale Elemente christlicher Identität – Diakonie und Gemeinschaft - in den Mittelpunkt, sagte der EAfA-Vorsitzende Jens-Peter Kruse (Hannover). Die Kirche lebe nicht für sich selbst, sie solle vielmehr „der Stadt Diakon sein“.

„Raus aus dem Rückzug, hinein ins Leben!“ Mit diesem Appell fasste Bischöfin Kirsten Fehrs (Hamburg/Lübeck) ihr Plädoyer für eine aktive Förderung der Nachbarschaften durch Kirchengemeinden zusammen. Gute Nachbarschaft erhöhe die Lebensqualität und erleichtere es älteren Menschen, ihrem Wunsch gemäß länger in den „eigenen vier Wänden“ zu leben. Es müsse wieder selbstverständlich werden, dass Nachbarn einander um einen Gefallen bitten, so die Bischöfin, die auch Mitglied des Rates der EKD ist. Dazu könnten Gemeinden bedeutsames beitragen, weil sie selbst „Nachbarschaftsnetze“ seien und ihre Seelsorge als „Muttersprache der Kirche“ einbringen.

Durch die Vernetzung mit Vereinen und Initiativen sollte sich die Seniorenarbeit der Kirchengemeinden stärker in das Quartier hinein öffnen, sagte Fehrs. Auch brauche es „neue Kommunikationsformen für das Gespräch der Generationen“. Gemeinsames Kochen und Backen von Alten und Jungen oder ein Erzählcafé mit Konfirmanden seien zwei von vielen Möglichkeiten. Außerdem könnten Geflüchtete aus fernen Ländern für Ältere zu „Menschen in der Nähe“ werden, sagte die Bischöfin.

Zentrale Ergebnisse des 7. Altenberichts, der demnächst veröffentlicht werden soll, stellte Professor Thomas Klie (Freiburg) vor. Den Bürgerinnen und Bürgern müsse mehr Raum gegeben werden, über die „Bedingungen guten Lebens im Alter“ zu entscheiden, forderte Klie, selbst Mitglied der Altenberichtscommission. Erstmals werde in einem Altenbericht auch das Thema „Soziale Ungleichheit“ in den Mittelpunkt gerückt. „Keine Altersgruppe ist so stark gesellschaftlich engagiert wie die Älteren, hob

der Hochschullehrer weiter hervor. Gerade für die Kirchen stellten sie eine „zentrale Ressource der Erneuerung“ und der Wirksamkeit der Gemeinden dar.

In der abschließenden Diskussionsrunde wurde das für eine gelingende Gemeinwesenarbeit notwendige Miteinander von Kirchengemeinde und Diakonie diskutiert. Die Diakonie müsse bereit sein, Ressourcen „jenseits aller Refinanzierung“ einzusetzen und die Kirchengemeinde sich als ein Akteur unter mehreren verstehen, sagte die Diakonin Martina Fritze (Rummelsberg). Bei der Flüchtlingsarbeit hätten Gemeinden und Diakonie neu entdeckt, was sie aneinander haben, betonte Professorin Beate Hofmann (Bielefeld). Diese Erfahrung sollte nun für den gesamten Sozialraum vor Ort genutzt werden.

Positionspapier der EAfA vom Mai 2015 zum 7. Altenbericht

Sorgende Gemeindegeworden

Sorge und Mitverantwortung fördern
Aufgaben für Gesellschaft und Kirche

*Positionspapier der EAfA zum Siebten Altenbericht:
„Sorge und Mitverantwortung in der Kommune –
Aufbau und Sicherung zukunftsfähiger Gemeinschaften“*

Download: https://otms11-3-ekd.intentive.de/cms/ImageCache/7F2005D84BE94881B6B6A4616895B40D/DE2E8A97C67A4F708BD9FCE0E4DDADE1/PO/Positionspapier_Sorge_und_Mitverantwortung.pdf